

Gedenkrede in Hellefeld am 17. Januar 2010.

(29. Todestag von Bischof Hugo Aufderbeck / Mauerfall vor 20 Jahren).

Bischof Hugo Aufderbeck wurde am 23. März 1909 hier in Hellefeld geboren. Heute vor 29 Jahren, am 17. Januar 1981 ist er im Alter von 72 Jahren in Erfurt verstorben.

Ich bin sehr froh und dankbar, dass ich heute am Todestag von Hugo Aufderbeck hier in Hellefeld sein kann und zu Ihnen sprechen darf. Als ein sogenannter Zeitzeuge bin ich ihm zugleich in mehrfacher Hinsicht verbunden.

Zuerst als Theologiestudent und junger Vikar, da Hugo Aufderbeck Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg war. Sodann war ich selbst 14 Jahre hindurch selbst Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg und somit einer seiner unmittelbaren Nachfolger in dieser Aufgabe. Schließlich bin ich ihm als Bischofskollege in besonderer Weise verbunden

Besonders für die Kirche in unserem Land, in den Bistümern der sogenannten neuen Bundesländer bleibt er mit seiner weitsichtigen Pastoral nicht nur unvergessen, sondern weiterhin maßgeblich. Wie er hat sich wohl kaum einer in der ehemaligen DDR so intensiv mit dem damaligen kommunistischen System beschäftigt. Ich vergesse niemals wie er uns damals als jungen Theologen und Priestern geholfen hat, uns systematisch mit dieser marxistischen Doktrin auseinander zu setzen.

Noch heute sehe ich ihn vor mir wie er an einer Tafel die gravierenden Unterschiede zwischen der Doktrin des dialektischen Marxismus und der christlichen Heilsbotschaft gegenüber stellte. Am Anfang steht die Materie, so lehrt der Materialismus - nein, am Anfang steht das Wort und das Wort ist Gott, so lehrt das Evangelium. Alles Unheil kommt durch die Entstehung des Privateigentums, so lehrt der Materialismus - nein, alles Unheil kommt durch den Abfall der Menschen von Gott, so bekundet das Christentum.

Immer hat er dieses atheistische System als eine Herausforderung verstanden, der wir uns als Christen stellen müssen. Dieses Vermächtnis gilt auch heute, wenn auch unter anderen Voraussetzungen. Die Herausforderung besteht auch heute darin, eine Sprache zu finden, die nicht nur Andersgläubige und Atheisten nachvollziehen können, sondern gerade Menschen, welche die Gottesfrage nicht einmal verstehen oder sie für unsinnig halten. Insofern sind wir beim Gedenken von Hugo Aufderbeck schon längst in der Gegenwart angekommen, denn bei uns sind es bereits 80%, die nicht mehr getauft sind und somit auch keiner Kirche angehören.

Bischof Aufderbeck aber hat die Menschen damals nicht verurteilt und würde es mit Sicherheit auch heute nicht tun. Er war ein Mann des

Dialogs. Er suchte das Gespräch und die Auseinandersetzung und wollte keinem Menschen die frohe Botschaft von der Hoffnung und von der Liebe Gottes vorenthalten.

Nun ist es heute aber nicht nur meine Aufgabe, das Leben und Wirken von Bischof Hugo Aufderbeck erneut zu würdigen, sondern durchaus im Zusammenhang mit seinem Leben einen weiteren Gedenktag ins Gedächtnis zu rufen, den Hugo Aufderbeck selbst nicht mehr erleben konnte und mit dem auch zu seiner Zeit niemand gerechnet hat. Ich meine den 9. November 1989.

Der 9. November scheint in der deutschen Geschichte ein denkwürdiges Datum zu sein. Am 9. November 1918 rief Karl Liebknecht vom Balkon des Berliner Stadtschlusses die ‚freie sozialistische Republik‘ aus. Zwanzig Jahre später, am 9. November 1938 wurde offenbar, welche menschenverachtende Diktatur in Deutschland die Macht ergriffen hatte. Die brennenden Synagogen und zerstörten jüdischen Geschäfte der Reichspogromnacht 1938 kündeten den millionenfachen schrecklichen Leidensweg der Juden Europas an, der von Deutschland aus mit dem Zweiten Weltkrieg in die Länder des Kontinents getragen wurde.

Am 9. November des vergangenen Jahres gedachten Menschen in ganz Deutschland aber auch an jenen Abend des Jahres 1989 zurück, als völlig überraschend die Mauer in Berlin ihre menschenfeindliche Funktion verlor. Ich denke an die mit Freudentränen überströmten Gesichter von Menschen, die es nicht fassen konnten, dass sie etwas miterleben durften, was sie nicht zu träumen gewagt hätten. Das Wort jener Stunde war ‚Freiheit‘. Das Gefühl jener Stunde war ‚Freiheit‘ und die Perspektive aus jener Stunde hieß ‚Freiheit‘.

1. Erinnerungen

Schnell ist vergessen, was es bedeutete in der DDR zu leben. Deshalb einige Erinnerungen. Halten wir zunächst einmal fest: Dieser sogenannte sozialistische Staat, diese sozialistische Gesellschaft wurden uns aufgezwungen. Kaum einer hat diesen Staat gewollt. Die Macht der Sowjetunion war der ausschlaggebende Faktor. Viele DDR-Funktionäre und viele Parteimitglieder waren Mitläufer, weil sie dadurch Vorteile hatten.

Ich weiß nicht, ob es für Außenstehende überhaupt vorstellbar ist, was die Monopolstellung eines solchen Staates

im Einzelnen bedeutet? Alle Lebensbereiche waren von der Ideologie der marxistisch-leninistischen Weltanschauung besetzt. Kindergarten und Kinderhort, Schule und Universität, Arbeit und Freizeit, Wirtschaft und natürlich Politik, immer und überall war die Sozialistische Einheitspartei (SED) präsent und überwachte mit ihrem Apparat der Staatssicherheit das öffentliche und teilweise auch private Leben ihrer Staatsbürger. Keine Baugenehmigung ohne Zustimmung der staatlichen Behörde, kein Sack Zement ohne Freigabeschein, kein Unternehmen ohne staatliche Aufsicht, kein beruflicher Werdegang ohne Partei. Nichts ohne Sozialismus und nichts ohne die SED, die sozialistische Einheitspartei. Und vor allem nichts ohne die Sowjetmacht, denn von der Sowjetunion lernen hieß siegen lernen.

Mein Nachfolger, der jetzige Bischof von Magdeburg, Dr. Gerhard Feige schreibt: „Je mehr ich mich...von der DDR entferne, umso unglaublicher, makabrer und lächerlicher erscheinen mir diese Verhältnisse, die da gewesen sind...Ich selber bin fast vierzig Jahre in der DDR groß geworden. Ich weiß, was es bedeutet hat, dort zu leben. Es gab durchaus würdevolles Leben und ein herzliches Miteinander, aber das ist auch in einem Gefängnis möglich. Die Rahmenbedingungen sollte man auch ganz deutlich in Erinnerung behalten, um nicht in eine fantastische, euphorische Ostalgie zu verfallen.“

Noch schärfer urteilt der Chefredakteur der Zeitschrift „Cicero“ Wolfram Weimer am 29.10.09 in seinem Kommentar zur Verleihung des Nobelpreises an Herta Müller: „Hört endlich auf mit der Verniedlichung des sozialistischen Unrechtsstaates....Die historische Weichzeichnung der europäischen Linken ist oft ein schamloses Spiel, um die inhumane Brandspur der sozialistischen Geschichte zu verwischen. Kaum jemand redet noch von den Mauertoten und den Gefolterten in den Staatsgefängnissen oder von den Tränen Osteuropas. Kaum jemand spricht von den Folterkellern der Gulag-Gesellschaften.....Kein waches Bewusstsein, dass die sozialistischen Diktaturen Abermillionen Menschen in grausame Tode geschickt haben...Man sucht ein Morgen ohne Gestern.

Der große Preis für eine kleine, schüchterne Frau verändert den Blick in die blutrote Vergangenheit des sozialistischen Zeitalters.

„Der Sozialismus ist keine Utopie. Er ist eine Tragödie“ (Winston Churchill). Er hatte recht. Und wer es nicht glauben will, der lese Herta Müller.“

Wie aber soll sich ein Mensch, der anders denkt und anders leben will unter solchen Umständen verhalten? Wie verhält sich die Kirche in einem solchen totalitären System? Durch Widerstand oder Stillhalten? Kann die Kirche gegebenenfalls

ihre Mitglieder zum Widerstand oder gar zum Martyrium verpflichtet?

Die Kirche wusste sich unter dem Vorsitz des Berliner Kardinals Alfred Bengsch keinen anderen Rat als sich abzuschotten und abzugrenzen. Die seelsorglichen Grundvollzüge sollten auf jeden Fall gesichert werden: Gottesdienst, Religionsunterricht in den Gemeinden, Glaubensverkündigung, Diakonie und Caritas.

Dennoch haben wir als junge Vikare Ferienzeltlager mit Jugendlichen durchgeführt. Wir haben Faschingsfeiern in gemeindeeigenen Räumen organisiert und riskierten dabei Geldstrafen und Einschüchterungen. Wir bauten Gemeinderäume ohne Baugenehmigung und druckten eigene Liederbücher, obwohl wir dafür keine Druckgenehmigungen hatten.

Bedrückend war für Eltern besonders die Frage nach der Zukunft ihrer Kinder. Dürfen die Eltern durch die Nichtteilnahme an der Jugendweihe ihren Kindern die Zukunft verbauen, zumal davon auszugehen war, dass sich die politischen Verhältnisse keineswegs verändern würden?

Solange sich die Kirche ruhig verhielt und sich in ihrer eigenen innerkirchlichen Welt bewegte, wurde sie in der Regel in Ruhe gelassen. Aber draußen, in den Schulen und in den Betrieben, da wurde keine Möglichkeit ausgelassen, um besonders jungen Menschen die Rückständigkeit von Glauben und Kirche aufzuzeigen. Ein fortschrittlicher und moderner junger Mensch braucht keine Religion mehr, so wurde gepredigt. Religion ist Opium für das Volk. Religion ist etwas für ewig Gestrige und Duckmäuser. Und wer will als junger Mensch schon rückständig sein?

Die Nachfolge solcher Indoktrination ist bis heute spürbar. Für nur 19% der Menschen in Sachsen-Anhalt sind Religion und christlicher Glaube überhaupt wichtig. Und nach den bestimmenden Werten im Leben der Menschen gefragt, rangiert die Frage nach Gott in der Bewertung an vorletzter Stelle.

2. Wendezeit

Die Zeit der Wende habe ich besonders intensiv erlebt. Ende 1989 nämlich wurde ich zum Bischof ernannt. Die Bischofsweihe erfolgte am 24. März 1990. Die Wende kam völlig überraschend und auch die Berufung zum bischöflichen Dienst.

Eine ungeheure Euphorie hatte alle ergriffen. Von heute auf morgen war alles anders. Ein großes Ventil hatte sich aufgetan. Freiheit, Demokratie, soziale Marktwirtschaft, westliche Lebensbedingungen und Standards, das alles war auf einmal Realität und nicht nur eine „Fata Morgana“ im Westfernsehen. Über Nacht gab es Zeitungen und Illustrierte. Sehr bald gab es den Geldumtausch. Die begehrte D-Mark war nun auch offiziell die gültige Währung. Das alles war sehr viel auf einmal und kaum zu fassen. „Die Seele“ kam gar nicht hinterher.

Und die Kirche? Auch für die Kirche eröffneten sich viele neue Möglichkeiten. Westliche Verbände boten sich an. Als Bischof konnte ich mich vor dem Besuchersturm kaum retten. Sie alle wollten sich erkenntlich zeigen und waren der Meinung, dass es auch in unserer Diasporakirche möglichst alle kirchlichen Verbände geben sollte. Eine Frage aber an die westlichen Freunde hatte ich sehr bald parat: Ob sie mir denn sagen könnten, wie wir mit fünf Katholiken drei Verbände gründen sollen?

Bei aller Freude über die Einheit wurde sehr schnell deutlich, dass damit nun aber auch bestimmte Konsequenzen verbunden waren: Einführung der Kirchensteuer, Militärseelsorge, Religionsunterricht an den Schulen. Bislang völlig unbekannte und ungewohnte Felder kirchlichen Lebens. Hinzu die Möglichkeiten, die mit der Pressefreiheit gegeben waren. Ich weiß nicht, wie viele Interviews und Kommentare ich in dieser Zeit gegeben habe.

Was ist zu tun, was ist zu lassen? Und vor allem, oftmals musste schnell entschieden werden. Belastend auch das Problem, wie mit der Stasi-Vergangenheit einzelner Priester und kirchlicher Mitarbeiter umgehen?

Fachleute aus dem Westen waren durchaus willkommen. Viele Vertreter aus Wirtschaft und Politik suchten mich auf. Viele kamen in bester Absicht. Aber es gab auch andere. Solche, die „Morgenluft“ witterten. Wem durfte ich vertrauen? Die Rede von den „Besser-Wessis“ machte die Runde.

3. 20 Jahre danach

Über die gesellschaftliche Entwicklung gibt es viele Betrachtungen und Berichte. Ich möchte mich hier auf die kirchliche Entwicklung beschränken.

Viele Katholiken hatten gehofft, dass mit der politischen Wende auch eine Verlebendigung des kirchlichen Lebens erfolgen würde. Sehr bald aber stellte sich heraus, dass dieses nicht der Fall war. Nicht wenige katholische Christen, die aus den alten Bundesländern zuzogen und als Katholiken gemeldet wurden, zeigten selbst kein Interesse am kirchlichen Leben. Sehr bald wurde deutlich, dass der Kirche eine neue Auseinandersetzung bevorsteht. Eine moderne und säkularisierte Welt stellte die selbstverständliche Kirchlichkeit vieler DDR-Katholiken in Frage. Die Mehrzahl der DDR-Bürger zeigte weiterhin kein Interesse an Religion und Kirche. Die Mauer des „religiös Unmusikalischen“ konnte nicht durchbrochen werden.

Wie mit dieser Herausforderung einer neuen Zeit umgehen? Ist die Kirche auf dem Markt ungezählter Sinnangebote auch nur ein Anbieter unter vielen anderen? Werden wir erneut auf unser innerkirchliches Leben zurückgeworfen? Haben wir überhaupt die innere geistliche Kraft, um uns mit dieser Welt von heute auseinander zu setzen?

Da gilt es dem Zeitgeist in rechter Weise zu begegnen. Können wir unseren lebenswerten nichtchristlichen Zeitgenossen überhaupt einen Zugang zum Glauben erschließen? Christen und Nichtchristen machen dieselben Erfahrungen. Diese Erfahrungen sind ernst zu nehmen. Ihnen sollten wir nachgehen.

1. Zugang: Alles ist relativ

Nichts ist endgültig. Nichts ist von Dauer. Nichts ist perfekt. Kein Mensch, kein Ding, keine Sache, keine Gesellschaft und auch die Kirche nicht.

In dem Drama „Der seidene Schuh“ von Paul Claudel sagt die Frau zu ihrem Mann: „Ich bin das Versprechen, das nicht gehalten werden kann!“

Genau dieses ist gemeint, wenn wir feststellen, dass alles relativ ist. Zwischen unseren Vorstellungen und der Wirklichkeit besteht eine große Diskrepanz. Wenn wir sagen „es kommt alles anders als wir denken“, dann ist das ein Ausdruck dieser unserer Erfahrung. Wir erwarten oft Großes und müssen doch feststellen, dass vieles relativ klein und bescheiden bleibt. In uns lebt eine tiefe Sehnsucht nach Erfüllung, aber es gibt nur punktuelle Erfolge.

Da ist eine ganz große Liebe zu einem anderen Menschen und „der Himmel hängt voller Geigen“. Aber sehr bald zeigen sich die ersten dunklen Wolken. Da haben wir ganz ideale Vorstellungen von unserem Beruf. Aber die nüchterne Realität eines grauen Alltags holt uns sehr schnell ein. Oder wir haben hohe Erwartungen an die Politik und ihre Vertreter, aber sind schnell enttäuscht, wenn wir erfahren, dass auch hier „nur mit Wasser gekocht“ wird. Solche Erfahrungen begleiten unser ganzes Leben.

Da ist aber auch bei nicht wenigen der große Menschheitstraum von einer Welt in Frieden und Gerechtigkeit lebendig, der sie nicht zur Ruhe kommen lässt. Aber auch dieser Traum bleibt relativ. Zwischen dem, was erreicht werden soll und tatsächlich erreicht wird, liegen nach wie vor Welten.

Sollen wir deshalb die Hände in den Schoß legen? Keineswegs. Aber der ganz große Wurf gelingt uns wohl doch nicht. Immer steht noch etwas aus. Immer kann alles noch besser werden.

Noch stärker fällt diese ‚Relativität‘ ins Gewicht, wenn wir uns vor Augen führen, dass vielen Menschen überhaupt keine Gerechtigkeit zuteil wird. Was ist mit den vielen, die Zeit ihres Lebens auf der Schattenseite unseres Planeten leben? Was ist mit denen, die frühzeitig an Hunger sterben oder durch Gewalt und Terror ums Leben kommen? Und wo bleiben jene, die in den KZs der Nazis oder in den Gulags der Roten Diktaturen liquidiert wurden? Wann geschieht Gerechtigkeit für jene, die in den Stasikellern der DDR-Diktatur die besten Jahre ihres Lebens verloren haben? Soll ihnen und vielen anderen niemals Gerechtigkeit zuteil werden? Da stimmt doch etwas nicht? Da bleibt doch alles sehr relativ, gemessen an dem, was wir anstreben und dem, was wir erreichen. Soll dieses das letzte Wort sein? Soll das alles gewesen sein?

2. Zugang: Verdankte Existenz

Die Erde und alles, was da „krecht und fleucht“ ist uns vorgegeben. Wir finden sie vor. Sie ist uns „geschenkt“.

Wir haben uns auch nicht selbst ins Leben gebracht. Das ganze liebe Leben lang sind wir abhängig von anderen.

Liebe und Zuneigung, Vertrauen und Geborgenheit können wir nicht erzwingen. Das alles können wir nicht machen. Das alles wird uns geschenkt. Ohnedem könnten wir gar nicht existieren. Wir würden verkümmern. Wir leben eine „verdankte Existenz.“

Sogar der Fall der Berliner Mauer wird als Glücksfall, ja sogar als Wunder bezeichnet. Es hätte nämlich auch ganz anders kommen können!

Natürlich ist vieles dennoch machbar. Im Bereich von Wissenschaft und Technik werden wir noch größere Fortschritte machen. Das ist faszinierend und erfreulich. Und doch ist das eben nicht alles. Der „homo faber“ schaut nur auf das, was er selbst machen kann und nicht auf das, was ihm vorgegeben ist. Wir können nur forschen und neue Erkenntnisse gewinnen, weil uns dafür „das Material“ zur Verfügung gestellt worden ist. Wir verkürzen unsere „Welt-Anschauung“, wenn wir diese Tatsache übersehen oder ignorieren.

Eine Studentin hat folgenden Erfahrungsbericht aufgeschrieben: „Seit etwa sechs Jahren bin ich eine leidenschaftliche Taucherin und verbringe, wenn möglich jede freie Minute unter Wasser. Dort unten entdeckte ich zum ersten Mal hautnah, wie unglaublich groß und schön die Vielfalt des Lebens ist. Ja, welche unglaublich Kraft in der Schöpfung liegt.....Doch irgendwann empfand ich Dankbarkeit. Dankbarkeit dafür, dass es da war und ich für kurze Augenblicke ein Teil von ihm sein durfte. Aber wenn ich Dankbarkeit empfand, musste es doch jemanden geben, dem dieser Dank gehörte. Es musste da also jemand sein, der mir, der uns das Meer, die Welt, ja das Leben schenkte. Doch wer?“

3. Zugang: Das Prinzip Hoffnung.

Oftmals ist zu hören: „Die Hoffnung stirbt zuletzt!“ In der Tat, ohne Hoffnung kein Leben und kein Leben ohne Hoffnung. Hoffnung ist so eine Art Lebenselixier, unverzichtbar, unausrottbar. In der Regel hofft jeder Mensch bis zum letzten Atemzug. An jedem „Strohalm Hoffnung“ klammert sich der Mensch.

Wir tragen eine ungeheure Sehnsucht nach einem erfüllten und glücklichen Leben in uns, müssen aber erfahren, dass diese nur teilweise erfüllt wird. Übertrieben können wir sogar sagen, dass wir „dumm sterben müssen“, weil wir nur einen Bruchteil von dem ausschöpfen, was das Leben ausmacht. Das meiste bleibt unerreicht. Soll dieses das letzte Wort sein?

Und doch: Die Hoffnung ist immer wieder neu. Nach jeder Katastrophe beginnt wieder der Aufbau. Immer hoffen wir, dass es diesmal besser wird. Im eigenen Leben, in der Politik, in der Wirtschaft, bei Enttäuschungen in der Liebe, in unsagbarem Leid immer und überall die „un-erhörte“ Erfahrung, die Hoffnung stirbt nicht!

Die Hoffnung hofft immer auf einen guten Ausgang. Die Hoffnung ist Zukunftsmusik, eine gute Zukunftsmelodie. Ohne Hoffnung geht gar nichts.

Aber noch einmal - werden unsere Hoffnungen erfüllt? Glücklicherweise wird manche Hoffnung erfüllt. Dennoch bleibt vieles offen. Aber vielleicht stirbt die Hoffnung nicht nur nicht zuletzt, sondern stirbt überhaupt nicht? Die Hoffnung ist ja nicht ein Gut, auf das wir notfalls auch verzichten können. Wir brauchen sie zum Leben. Wir brauchen verlässliche Signale der Hoffnung.

Woher aber kommt der Mut zu einer immer wieder neuen Hoffnung? Woher nur kommt diese „un-erhörte“ Hoffnung? Ob sich an dieser Stelle nicht etwas „Unausrottbares“ zu Wort meldet?

Was ist aber, wenn wir mit unseren Hoffnungen am Ende sind? Was ist, wenn uns jemand sagen muss, es gibt keine Hoffnung mehr? Ob es vielleicht dann nicht doch noch eine Hoffnung gibt, die auch dann bleibt, wenn alle unsere Möglichkeiten ausgeschöpft sind? Was ist der Grund unserer Hoffnung? Woher nur die Kraft nehmen, um immer wieder „ein Licht anzuzünden in der Finsternis“?

Wenn wir auf unsere Erfahrungen achten, und das ist die eigentliche These, dann werden wir gewahr, dass eine Kluft zwischen unserem Bemühen und Hoffen besteht, zwischen unserer Sehnsucht und unserer Wirklichkeit. Wovon aber sprechen diese unsere Erfahrungen?

20 Jahre nach dem Mauerfall müssen wir unseren Glauben „neu buchstabieren“, wenn wir uns der Herausforderung stellen wollen, dass 80% der Menschen in unserem Land keine Ahnung von Christentum und Kirche haben. Diese Tatsache aber ist für uns selbst nicht nur eine Herausforderung, sondern vor allem die Chance den Schatz des Glaubens wieder selbst neu zu entdecken und zu erwerben.

Hugo Aufderbeck hat sich den damaligen Herausforderungen nicht nur gestellt, sondern ist positiv darauf eingegangen. Er hat diese als Chance begriffen, den eigenen Glauben zu überdenken und neu zu orten. Er würde heute nichts anderes tun.

Der christliche Glaube ist und bleibt die Antwort für alle, welche die Brüchigkeit und Unvollkommenheit des Lebens und der ganzen Welt täglich erfahren. Davon ist keiner ausgenommen. Das Heil des Menschen kommt von Gott. Alle, die danach suchen, suchen nach Gott, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht. Zur christlichen Heilsbotschaft gibt es keine Alternative. Deshalb bin ich zuversichtlich. Der Geist Gottes wird sich immer wieder Raum schaffen in den Herzen der Menschen.

Ich wünsche uns allen, dass wir zu denen gehören, die unruhig sind und sich sehnen nach der Fülle des Lebens, die kein anderer bieten kann als der, der gekommen ist, damit allen Menschen die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes zuteil wird, die uns geoffenbart ist in Jesus Christus, unserem Bruder und Herrn.

Unser verstorbener Bischof Hugo Aufderbeck möge uns dabei behilflich sein.